



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Flemes, Bernhard: Gottfried Haberkorfs Irrtum

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Gottfried Haberkorfs Irrtum

Don Bernhard flemes-Hameln



Nach dem Adagio sah Herr Gottfried Haberkorf rasch nach der Wanduhr, ob er noch Zeit habe, seine Sonate zu Ende zu spielen, und ließ dann das Allegro assai wie einen Gewitterregen über die Tasten prasseln, ließ den Donner noch einmal verhalten grollen, ein paar ferne Blitze über die Landschaft zucken und erstickte die aufjubelnden Vogelkehlen im Tropfenfall, der aus dichten Baumkronen kam. Nach dem letzten Donnergrummeln des Schlusssatzes schmolz er das Calando so weich und tröstlich ins Zimmer, als hätte aus irgendeinem offenen Fenster liebevoll eine Geige dazu gesungen.

Und dann schwieg die Frühlingssonate auf dem Klaviere, und die da draußen vor den Fenstern war gleichfalls im Verklingen. Die Luft war noch schwül und prall mit Blütenduft gesättigt. Aus den Obstbäumen tropfte es in den Nasen, und die Drossel sang im Birnbaum.

Herr Gottfried Haberkorf meinte, es sei nun wohl an der Zeit, sich zur Singübung fertig zu machen, griff seinen Geigentasten, stülpte den Hut auf und stieg die Treppe hinunter. Unten fiel ihm ein, daß er die Fenster der Schulstube wieder öffnen könne, damit die heiße, trockene Staubluft entweiche. Dann schloß er ab und ging die Dorfstraße hinunter. Das war ihm der liebste Weg, wenn er des Abends seine Straße entlang stapfte und bei der Schmiede in den Heckenweg bog, der ihn nach dem Weißen Hof führte. Er ging ihn Abend für Abend. Natürlich nicht immer zur Singübung. Denn so singwütig waren selbst die Herkendorfer nicht, die doch als sangeslustige Gefellen auf allen Sängereften im Umkreis von einigen Stunden bekannt waren. So singwütig war auch Herr Gottfried Haberkorf nicht, trotzdem ihm erst Gesang und Saitenspiel das Leben wertvoll machten. Aber diese wöchentliche Singübung am Freitag Abend war doch die Veranlassung geworden, daß er seit dem letzten Winter fast jeden Abend ins Weiße Hof wanderte. Und das kam so. Eines Abends, als Haberkorf mit seinen Sängern wie gewöhnlich nach der Übung in die Gaststube biegen wollte, um bei Bier und Zigarren so lange in der Gesellschaft seiner Herkendorfer zu verbleiben, bis die Pointen ihrer Witz einen Stich ins Saftige bekamen, stand Mutter Neutter, die Krügersche, vor ihrer Wohnstube und bat ihn, doch einen Augenblick mit in die Stube zu kommen, sie habe ihn schon immer mal etwas fragen wollen. Das

war dann ein sehr gemütlicher Abend geworden. Und er blieb nicht der einzige. Mutter Reutters Geplauder hatte etwas Behagliches. Es ging allen Problemen aus dem Wege, oder es löste sie mit der liebenswürdigen hausfraulichen Unverfrorenheit, die manchen Müttern und Hausfrauen eigen ist, die es verstehen, das Schlimme, Arge und Rätselhafte der Welt mit energischem Strickstrumpfstoß beiseite zu schieben, oder aber es so angenehm zu wattieren, daß man sich nicht daran stößt. In solches Gespräch warf dann Anna, die älteste Tochter, ihre ruhigen, etwas trockenen Bemerkungen, fragte nach Gottfried Haberforfs Leben und Tun, nach seiner Heimat und Familie und bekundete sogar für seine Zukunft ein freundliches Interesse. Liselotte, die Jüngere der beiden Reuttermädchen, verhielt sich weniger interessiert. Sie musterte den Schulmeister spöttisch, widersprach verschiedentlich, ja Gottfried meinte sogar, sie habe zu einer seiner Bemerkungen verstoßen eine Frage geschritten. Doch konnte er sich da auch geirrt haben. Jedenfalls wurde nach dem zweiten und dritten Abend in der Wohnstube das Verhalten aller freier und ungezwungener. Und bald gab sich auch die spröde Liselotte munter der friedlichen, spätabendlichen Anregung hin, die Gottfrieds Erscheinen und das gemütliche Gespräch mit sich brachte. Und wieder eine Zeilang darauf gab Herr Gottfried Haberforf eines Abends, als er die ruhige, freundliche Anna allein traf, seinem Herzen einen Stoß und ließ es der Schlanke, Blondin in den Schoß fliegen. Die tat erst ein wenig schüchtern, wandte es verlegen hin und her, und wurde sehr rot. Als Gottfried dann aber mit einer Eindringlichkeit, worüber er sich hernach selbst wunderte, liebevoll ein paar Fragen tat, da sagte Fräulein Anna nicht nein dazu. Und die beiden Alten sagten auch nicht nein, obgleich die Mutter die Tochter lieber bei einem Bauern gesehen hätte. Aber diese Sache hatte nach ihrer Meinung auch allerlei für sich. Anna würde einmal die Hände nicht so zu rühren brauchen, wie sie, die Mutter, es getan hatte und noch tat. Dazu hatte sie sich — das war man schließlich dem Glück der Tochter schuldig — genauer nach Haberforfs Verhältnissen erkundigt, und das Ergebnis war durchaus günstig ausgefallen.

Das Verhältnis zwischen Gottfried und dem Weißen Roß wurde also familiär. Daß es nicht zu familiär wurde, ließ der Lehrer seine Sorge sein. Er hatte in diesem Punkte seine Grundsätze. Er bemerkte bald, daß seine Verlobte sehr sparsam — er unterdrückte in sich das Wort knauserig — war. Und als sie ihn eines Abends bat, in Zukunft seine Mittagmahlzeiten im Weißen Roß einzunehmen, da wehrte er freundlich entschieden ab und blieb bei dem älteren, bäuerlichen Ehepaar, das ihn bis jetzt mittags verpflegt hatte. Man soll sich von den Eltern seiner Braut in keiner Weise abhängig machen, dachte Gottfried. Seinen Kaffee kochte er sich auf seiner Spiritusmaschine selber und besser, als er ihn irgendwo im Dorfe gekriegt hätte. So ging er auch, wenn er nachmittags das Reutterische Haus besuchte, möglichst erst nach dem Kaffee hin. Das fiel keinem auf. Nur Liselotte sagte eines Mittags, als der zukünftige Schwager vorbei kam und sie just die Fenster putzte: „Du, kannst gleich hier bleiben, ich werde heute mal den Kaffee kochen.“ Worauf Gottfried Haberforf rot wurde und nach einer Ausrede suchte. Aber die kleine Heye blinzelte mit den Augen: „Ich beiße 'ne Bohne mehr durch. Riskier es also getrost!“ Seit der Zeit war es ihm mitunter, als mache sich die Schwester seiner Anna heimlich über ihn lustig. Sie machte

balb über seine schiefen Stiefelabfäße, bald über eine etwas faferige Kravatte kleine, lustig-spitze Bemerkungen. Das war ihm peinlich, und er kleidete sich sorgfamer. Anna bemerkte das und fragte ihn nun, ob er nicht eigentlich für seine Kleidung reichlich Geld ausgabe. Das war ihm noch peinlicher und er antwortete, er könne es ohne Sorge bezahlen. Ja, sparsam war die Anna. Und Gottfried wurde eines Abends unfreiwilliger Zuhörer eines Gefindegespräches, woraus hervorging, daß Knecht und Magd ihr Essen ungern von Anna zubereitet nahmen. Mein — wer war auf dieser Welt ohne Schwächen und Fehler!

Wie Gottfried Haberfors so durch die tropfenblinkenden, duftenden Gartenhecken ging, dachte er mit Freude an die stille, schlanke Anna. Ob sie heute abend wohl ihr weißes Kleid trug? Das stand ihr besonders gut. Aber leider sah er sie nicht oft darin. Sie kleidete sich immer sauber und ordentlich, aber darüber hinaus ging es kaum. Liselotte dagegen verstand es, sich gut anzuziehen. Waren die Schwestern auch überein gekleidet, so gab die jüngere ihrer äußeren Erscheinung durch eine Schleife, eine Gürtelschnalle oder farbige Stiefel stets ein Besonderes. Übrigens sahen sich die beiden zum Verwechseln ähnlich, den Altersunterschied von drei Jahren merkte man nicht. Nur war der Jüngeren blondes Haar etwas dunkler, und der Schein ihrer Augen spielte mehr ins Weichensarbene, während Annas Augen vergißmeinnichtblau waren. Von Größe und Gestalt waren sie ziemlich gleich. Beide Mädchen hatten in der nahen Kleinstadt eine bessere Schule besucht. Aber nach der Konfirmation war Liselotte lange Zeit bei einer verwitweten, wohlhabenden Verwandten in Hannover gewesen, hatte dort Theater und Konzerte wie eine feinere Geselligkeit kennen gelernt. Das hatte sie fürs Land verdorben, meinte die Mutter, aber Vater Neutter schmunzelte dazu. Er war Gemeindevorsteher, hatte die Nase schon ein wenig tiefer in die Welt gesteckt und wußte, daß sie nicht nur aus Bauern bestand.

Ein verständiger Mann, der Alte! sprach Gottfried vor sich hin, indem er einen plitschnaffen Zweig zurückbog, der über die Hecke in den schmalen Pfad hing. Da sah er auch den weißen Giebel des Wirtshauses „Zum weißen Kopf“ mit seinem silbergrauen Gebälk durchs Grüne schimmern, klinkte die Heckenpforte auf und trat in den Garten. Anna kam ihm entgegen. Nun hat sie das weiße Kleid doch nicht an! dachte Gottfried.

„Einen Kuß!“ bat er.

„Aber nein, die Sängler sind schon in der Gaststube.“

„So komm rasch in die Laube.“

„Ja, das wäre! Nachher, wenn's paßt. Hast du mir den Nähmaschinenkatalog mitgebracht?“

„Ach nein, wieder vergessen!“

„Du bist einer. Woran du wohl immer denkst!“

Sie wandte sich schmollend ab.

„Na — ich denke morgen dran. Bist du noch im Garten, wenn ich vom Singen herunterkomme?“

„Ja.“

„Also bis nachher.“

Während der Singstunde war Gottfried zerstreut und wenig bei der Sache. Einmal, als es draußen wieder grummelte, sah einer der Sängler aus dem Fenster

und sprach vom Gewitter, das noch kommen könne. So sitzt mir also die Gewitterluft im Blute und den Leuten auch! dachte Gottfried, als er den Baß gar nicht dazu kriegen konnte, sich mit der gehörigen Weichheit und zartem Pianissimo der friedevollen Nachtsimmung des Liedes hinzugeben. Und er nahm sich zusammen und plagte den Baß mit dem Pianissimo, daß den Sängern die Schweißtropfen auf die Stirn traten. Endlich ging es leidlich, die Stimmen klangen schön zusammen, und Gottfried sah wieder den nachtblauen Bau des Himmelsgewölbes mächtig schwellen, sah Sterne glänzen und fühlte in seiner Seele goldene Sehnsuchtsflämmchen sprießen. Als aber die Sänger im zweiten Verse von den Harfentönen der himmlischen Sphärenmusik sangen, da vernahm Gottfried nichts mehr von der himmlischen Liebe, sondern er dachte an eine andere Liebe, dachte so inbrünstig daran, daß ihm eine rote Welle vom Herzen in den Kopf fuhr und er den Schlußsatz zur Verwunderung der Sänger hastig und gewaltsam ausklingen ließ. Schnell klappte er den Geigenkasten zu und ging hinunter.

Hinter ihm drein polterten die Schritte der Sänger. Sie gingen, sich räuspemd und die feuchten Stirnen trocknend, in die Gaststube, um rasch noch ein paar eisgekühlte Biere zu haben. Gottfried hörte die Stühle scharren, die Gläser klappern und merkte an einer plötzlich eintretenden Stille, daß alle tranken. Er stand an den einen der vier Lindenbäume gelehnt, die vor dem Hause wuchsen, und ihm war seltsam bedrückt und doch selig zumute. Da löste sich aus dem Dunkel des Lindenschattens eine lichte Gestalt, kam ihm nahe, legte die Hand auf seine Schultern und sagte: „Schön habt Ihr heute gesungen.“

Es war Liselotte.

„Schön? Na — es muß noch kommen.“

Und er wußte wohl, daß er sich an dem Liede versündigt hatte. Sie schwieg und stand eine Weile neben ihm. Weshalb kommt nun Anna nicht? dachte er.

„Ist Anna im Garten?“

„Ja, mit der Mutter.“

Da gingen sie beide in den Garten, wo es nach nassem Buchs, Syringen und Goldlack roch. Die Mutter und die Braut saßen auf der Bank bei dem Goldlackbeete und hatten die Hände im Schoße.

„Mach dir gleich einen Knoten ins Schnupftuch, daß du morgen den Katalog nicht vergißt.“

„Ich denke schon daran,“ sagte er kurz und griff die Hand seiner Verlobten, da sie einmal auf dem Wege dazu war.

Ein sparsames Gespräch sickerte in die Gartenstille. Es wollte keine Stimmung aufkommen. Die Gewitterluft schien alle zu bedrücken. Nur Liselotte überlegte bei sich, wem sie wohl die Tropfen von einem nassen, hängenden Zweige ins Gesicht schnellen möchte. Und sie nahm den Zweig und ließ die Tropfenreihe auf die Schwester spritzen.

„Du! Was sollen die Dummheiten!“ rief sie.

Liselotte lachte hell und klingend auf. Und Gottfried wurde von der Musik ihres Lachens mitgenommen und lachte gleichfalls herzlich.

„Einer muß doch Dummheiten machen. Ihr seid ja so vernünftig.“

„Was dabei nun bloß zu lachen ist,“ sagte Anna ärgerlich.

Aber Gottfried streichelte begütigend ihre Hand.

„Heute war der Better Brennecke da,“ meinte die Mutter.

Gottfried besann sich, wer es sei.

„Der mich einmal haben wollte,“ sagte Anna.

„So? Und weshalb wolltest du ihn nicht?“ forschte Gottfried.

„Er paßte mir nicht. Aber ein netter Mensch ist er doch.“

„Und hat einen schönen Hof,“ fügte die Mutter hinzu.

„Er s—p—p—richt ein b—b—ischen l—angsam,“ meinte Bifelotte.

„Ach das ist nicht so schlimm,“ wehrte Anna ab. „Du findest bei jedem etwas.“

„Du hast doch sicher auch bei ihm was gefunden, sonst hättest du ihn ja nehmen können. Oder warst du damals schon auf Gottfried gespannt?“

„Ja? Gottfried ist zu mir gekommen und nicht ich zu ihm.“

„Haha!“ lachte die Mutter, sich an Gottfried wendend, „als du zuerst zu uns kamst, wußte ich nicht, ob du die Älteste oder die Jüngste meintest.“

Gottfried schwieg.

„Gute Nacht!“ sagte Bifelotte und sprang auf, „ich bin müde.“

Die anderen hörten, wie ihr Schritt auf dem Mergel des Weges knirschte, und sahen sie weiß aus dem Garten auf den Hof gehen, wo bald ein Licht aufschien und eine Stalltür klappte.

„Die Rücken! Die Rücken!“ sagte die Mutter, „wenn sie nach denen nicht erst jeden Abend sieht, kann sie nicht schlafen.“

Gottfried rückte näher an Anna, spürte die Wärme ihres Körpers und den Duft ihrer Haare. Er wünschte, daß die Mutter, wie sie es öfter tat, noch ein Weilchen in die Stube gehen und die beiden allein lassen möchte. Sie stand auch auf. Aber gleichzeitig erhob sich Anna, reckte sich und gähnte.

„Auch müde?“ fragte er zärtlich und drängte sich an sie.

„Ja. Gehst du morgen nach der Stadt?“

„Vielleicht. Wolltest du mit?“

„Ach nein. Aber du könntest mir einige Rollen Garn und auch ein paar Doeken Seide mitbringen.“

Er schwieg.

„Lust du es nicht gern?“

„Nein!“ sagte er verstimmt. „Das kann ja schließlich die Botenfrau auch besorgen.“

„Na, dann gute Nacht!“ gab sie zurück und ging strammen Schrittes ins Haus.

„Willst du nicht noch ein Glas Bier trinken?“ fragte die Mutter, „ich hatte es vorhin ganz vergessen. Aber daran sollte Anna eigentlich denken.“

Aber Gottfried dankte, nahm seinen Geigenkasten und ging fort. Er blieb auf der breiten Straße, weil es zwischen den Hecken dunkel und naß war. An einer Biegung blieb er stehen, um in Annas Kammer Licht zu sehen, auch vielleicht ihren Schatten zu erspähen. Aber alles war dunkel. Nur aus den Fenstern der Gaststube quoll es gelb und rauchig in die Nacht, und man hörte fernes Stimmengewirr.

Entweder ist sie noch nicht oben, oder sie steht im Dunkeln und sieht mir nach! dachte Gottfried. Aber daran glaubte er doch nicht recht. Mißmutig schritt

er an den dunklen Häusern und Gärten entlang und kam ans Schulhaus. In seinem Zimmer war es dumpf. Da öffnete er Fenster und Türen und schaffte Durchzug. Dann fiel ihm ein, er könne noch ein wenig ins Feld gehen und die Nachtkühle auffuchen.

Das Schulhaus lag an einer Ecke des Dorfes und nach wenigen Schritten war Gottfried Haberfors im Felde. Reife rieselte das Korn durch die große Stille der Nacht und roch stark und würzig. In der Nähe war ein weites Rapsfeld. Der süße Duft kam in schweren Wellen herüber. Er stand still, atmete tief und riß die Weste auf, daß ihm die feuchte Luft die Brust kühle. Er schaute zum Himmel hinauf und fand nach längerem Suchen in einer schmalen Wolkenschicht ein paar grüne Sternlein. Heilige Nacht, o gieße du Himmelsfrieden in dies Herz! Und er summete Beethovens weihewolle Melodie. Aber gleich dünkte es ihm unpassend, denn es war nichts Weihewolles in dieser Nacht. Sie lag vielmehr stumm und lauernd auf den Feldern. In der Ferne brumnte es, zuckte es wie qualmiger Fackelschein. Wo der Feldweg bei einer Brücke auf die Landstraße stieß, standen vier hohe Bappeln wie Riesen, die in der Dunkelheit flüstern, auf wen sie sich stürzen wollen.

Da setzte er sich auf die Steinmauern der kleinen Brücke, hörte das Wasser sacht gegen die Ufer spülen und fühlte die Mauerfühle angenehm in den Körper ziehen. Vor ihm lag die Landstraße. Und so dunkel die Nacht auch war, so konnte sie doch nicht das mattweiße Glimmen der blühenden Obstkrone erstickten. In den Flachskuhlen, die in der Nähe waren, quarrten die Frösche. Er nahm Steine und warf sie in die Wasserlöcher. Da plumpste es und wurde still.

„— aus der Liebe Wonnemeer,“ sang Gottfried Haberfors, bückte sich und warf nach den Fröschen, die sich wieder hervorwagten. Er empfand eine heftige Sehnsucht nach Anna und wünschte nichts sehnlicher, als daß die Verstimmung erst überwunden wäre, die sich heute Abend zwischen sie gestellt hatte. War er nicht derjenige, der den Anstoß dazu gegeben hatte? Er wußte, daß sie eine ruhige, praktische Natur war, ja, er liebte diese Ruhe an ihr. Weshalb war er kurz geworden? Er hatte keine Ursache dazu.

Und Gottfried Haberfors stieg in sich herum und überdachte das Leben, das er geführt hatte, seitdem er in Herkendorf war. Und als er eine Zeitlang gegrübelt hatte, überkam ihn eine Scham, daß er in der letzten Zeit sich und seine Musik arg vernachlässigt hatte. Als er vor acht Jahren nach Herkendorf kam, sah er das nur als eine Durchgangsstation zum Konservatorium in Berlin an. Und er spielte Klavier und Geige, übte Stunde um Stunde, studierte dicke Kompositionenlehrbücher, komponierte Präludien und Lieder, wagte sich selbst an Fugen und schrieb Blatt für Blatt. Der Gesangverein sang Lieder, die er gesetzt hatte, sie klangen nicht schlecht. Und als er einst nach Stunden qualvoller Mutlosigkeit ein Päckchen zusammengenommen und es seinem früheren Musiklehrer zugetragen hatte, da hatte der ihn nach einigen Wochen besucht und gedrängt: Mensch, Mensch, daß Sie nach Berlin kommen! Noch am selben Abend hatte er dann seine Kompositionen schön verschmückt und die Adresse eines bekannten Berliner Musikprofessors darauf geschrieben. Als dann aber der nächste Morgen kam und in seiner dörf-

lichen Frische und Naturfreudigkeit durch die Fenster seiner behaglichen Stube schaute, da hatte ihm vor Berlin gegraut. Die Briefe, die er schon geschrieben hatte, blieben liegen, wurden im Winter verbrannt, und das Paket lag seit Jahren wohlverschürt im Schreibtische. Er hörte eine lange Zeit auf zu musizieren, lag Tage und halbe Nächte auf dem Sofa und las. Dann kamen wieder Zeiten, wo er Stunden am Klavier saß, zu einem Kollegen des benachbarten Kirchdorfes ging und ganze Nachmittage vor der Orgel zubrachte. Auch einige Lieder setzte er wieder in Musik. Aber es lag über allem der Reiz einer gewissen Zwecklosigkeit. Und dann kam die Verlobung!

Seitdem dachte er nicht mehr ans Konservatorium. Er würde nun auf dem Dorfe bleiben und sein stilles Leben weiter führen. Vielleicht war es schade, daß es so gekommen war. Aber — konnte er nicht auch fortan musizieren so viel er Lust hatte? Es kam doch nur darauf an, daß es ihm Freude machte. Allein es stand im Hintergrunde seines Sinns noch eine kleine Frage, die sprach: Und die Bervollkommnung deines musikalischen Fühlens und Erkennens? Gottfried Haberfors drängte sie zurück hinter das Bild seiner Liebsten. Das erschien ihm — nicht wie es heute abend gewesen war — sondern in der Lieblichkeit der ersten Brauttag. Und seine in der Schwüle der Nacht wach gewordenen Sinne machten es lockend und umgaben es mit einer Sinnlichkeit, die dem Original fremd war. Es quälte ihn, daß er sie heut verstimmt verlassen hatte, und er hätte ihr gern etwas Liebes erwiesen.

Da trug der Wind leise den Duft der Obstblüte herbei. Gottfried Haberfors kam eine Erleuchtung. Wie — wenn er einen schönen Blütenzweig vor der Liebsten Fenster brächte? Sie würde morgen früh gleich versöhnt und freudig an ihn denken. Und er sprang hoch, trat auf die Landstraße und bog einen weißschimmernden Zweig nieder, daß ihm die Tropfen aufs Gesicht und in den Ärmel fielen. Da mußte er an Liselotte denken, wie sie der Schwester die Tropfen ins Gesicht spritzte. Ein frohes Gefühl kam in ihm auf. Dann nahm er vom nächsten Baume auch einen Zweig und trug beide behutsam durch die Felder ans Dorf.

Das war still. Nur die Tropfen tippten noch immer von den Blättern, und die Gärten flüsterten. Tuut! rief am anderen Ende des Dorfes das Horn des Nachtwächters. Vom Nachbardorfe wanderte ein einzelner Glockenklang vertraulich über die schlummernden Felder. Gottfried wußte nicht, ob es halbeins oder eins geschlagen hatte. Er lauschte und schritt dann durch den verschwiegenen Heckenweg bis an den Garten, da klinkte er leise die Pforte auf und kam auf den Behen bis an die Hauswand. Tuut! rief das Horn wieder. In den Ställen brummte eine Kuh. Tell kam vom Hofe, schnüffelte an Gottfrieds Beinen, reckte sich, gähnte und schüttelte sich, daß die Ohren klappten und das Metall des Halsbandes klang. „Geh Tell! Marsch!“ rief Gottfried flüsternd. Der Hund gähnte wieder und trottete nach dem Hofe.

Gottfried spähte nach dem Fenster, das war dunkel. Er rüttelte an dem Weinpalier. Das hatte Vater Neutter selbst genagelt, und was der arbeitete, war dauerhaft. Gottfrieds Herz klopfte, er überlegte rasch noch einmal, ob er auch nicht zu viel wagte. Aber es hätte ihm keine Ruhe gegeben, wenn er seine Zweige nicht angebracht hätte. So klomm er hinauf. Das Fenster stand weit offen. Er schwang sich auf das Fensterbrett, saß schwer atmend und lauschte. Plötzlich

legten sich ein paar straffe Arme um seinen Hals, eine warme Wange schob sich an seine härtige, und er fühlte einen Kuß auf seinen Lippen.

Gottfried Haberforf stieg das Herz in die Kehle. Dann aber küßte er wieder, heiß und verlangend, und eine unerhörte Seligkeit durchrieselte ihn.

„Dies wollt' ich dir bringen“, flüsterte er und umschlang die Liebste wieder, die sich weich und warm an ihn schmiegte. Sie antwortete nichts, sondern küßte, küßte ihn, wie sie ihn nie zuvor geküßt hatte. Herrgott! wie sie küssen konnte!

Ein Schritt klang auf der Straße.

Tuut! schrie das Horn drohend durch die Dunkelheit.

Da schob Gottfried Haberforf seine langen Beine rasch in die Kammer.

Und wieder überfielen ihn ihre Küsse. Er taumelte unter deren süßer Kraft, taumelte und fiel ins Weiche. Neben ihm lag es warm und duftend. Und er griff nach ihr und preßte sie an sich, daß sie leise stöhnte. Dann war ein mächtiges, jubelndes Brausen vor seinen Ohren, und durch diesen klingenden Aufbruch tat Gottfried Haberforf einen tiefen, seligen Sturz.

Als ihm die Sinne wieder kamen, hörte er eine bebende Stimme dringend flüstern: „Geh, bitte, geh rasch!“ Und wie er noch ganz verwirrt sich erhob, fühlte er sich ans Fenster gedrängt, und die Stimme aus dem Dunkel sagte fremd und tonlos: „Bitte, geh!“ Noch einen Kuß fühlte er auf der Stirn, während seine Beine schon wieder im Weinlaub raschelten.

Dann stand er unten, fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn und tappte sich durch die Wohlgerüche der Gärten, die überall lauerten, nach Hause. Da schob er den glühenden Kopf ins Waschbecken und fühlte, klar werdend, eine starke Freude in sich.

Es sang und klang in ihm — er sprach trunkene Worte vor sich hin und merkte plötzlich, daß es Verse waren. Da schloß er die Fenster, setzte sich an sein Klavier, ließ die Tasten leise klingen und schrieb mit fiebernden Händen Wort und Ton auf ein Notenblatt. Dann lag er auf dem Sofa und schlief, bis die Kinder des Morgens an der Schultür rüttelten. (Schluß folgt)

